

in der Figur gehen eine neue Verbindung ein. Die Parataxe ist ein wesentlicher Stilzug Johnsons, für ihn notwendig.

Im Unterschied zu den beiden ersten Romanen sind „Zwei Ansichten“ auch für den nicht hart trainierten Leser lesbar. Kein Puzzle-Spiel, kein episches Stollensystem. Der Aufbau des Romans ist von einer Einfachheit, die bei Johnson neu ist. Knappe Vorstellung der beiden „Helden“ in den beiden ersten Kapiteln, bündiges Zu-Ende-Führen der Handlung in den beiden letzten, dazwischen in je drei breiteren Kapiteln die Entfaltung der Welt, in der die Figuren leben, und die Entwicklung des Konflikts. Von den zehn Kapiteln sind alle ungeraden von B. her erzählt, alle geraden von D. her. Im Aufbau ist das die äußerste Gegenposition zum Baustil der „Mutmaßungen“ und der „Beschreibung einer Beschreibung“. Dort eine außergewöhnliche Verkomplizierung der Darstellung des Beobachteten und vom Erzähler Gewußten, hier eine außerordentliche Vereinfachung. Daß der Autor von „Zwei Ansichten“ das epische Experiment ähnlich hinter sich ließ wie Schiller das dramatische nach den „Räubern“, wie ein Kritiker meinte, wäre eine hübsche Mutmaßung, vorausgesetzt, daß man weiß, wie die Beobachtung schon bei Schiller mehr nicht stimmt als stimmt. Wir wünschten dem Autor Johnson noch ein weiteres episches Experiment, das die Tugenden des Schwierigen mit denen des Einfachen verbände. Das viel bedauerte, weil, wie in den meisten modernen Romanen auch in Johnsons ersten beiden, vermißte Leser-Behagen will sich in „Zwei Ansichten“ wiederholt einstellen. Es wird freilich von einer zum Teil fragwürdigen Einfachheit der Struktur und der Figuren gespeist.

Wir zweifeln nicht, daß die Schule bald einige Kapitel dieses Textes für sich entdecken wird. Die sympathische Mädchengestalt, ihr Fleiß, ihre Flucht und die Entscheidung zur eigenen Existenz bieten sich an. Über dem jungen Herrn Bundesbürger B. sehen wir schon den pädagogischen Zeigefinger: Seht ihr Jungens, das ist so ein abscheulicher twen. So sollt ihr nicht werden. Er ist in der Tat ein abscheulicher twen. Den Zeigefinger hat er kaum mehr nötig.

Der Christ wird bemerken, daß auch in diesem Roman Johnsons von Gott und Transzendenz keine Spur sichtbar wird. Für seine Augen sind diese jungen Figuren – vorerst gegen den gewußten Willen des Autors – sehr erlösungsbedürftig. Es fehlt ihnen eine ganze Dimension zur menschlichen Existenz und zum Dialog.

Paul Konrad Kurz SJ

Der claudelsche „Raum“¹

Die Claudel-Literatur, die bis jetzt eher an-dächtige Würdigungen und erbauliche Erläuterungen hervorgebracht hat, beginnt nun die Wege der wissenschaftlichen Kritik zu beschreiten, um das gewaltige Massiv des claudelschen Schaffens zu erforschen. Die Methode, die A. Vachon in seiner Pariser Dissertation verfolgt hat, wendet zwei parallele und sich ergänzende Verfahren an: das der Stilistik, die Schlüsselworte agnosziert und Material für die Darlegung der Grundthematik liefert, und das der Psychokritik, die aus der Erkenntnis des leitmotivischen Gedankenguts sich den Zugang zu den Grunderlebnissen des Menschen, des Dichters, des Christen schafft; Erlebnisse, die ihrerseits den literarischen schöpferischen Prozeß rückblickend beleuchten.

Der Autor (der zuerst Claudels Jugend und Studienjahre in Paris an Hand sowohl der vor kurzem erschienenen Biographien oder biographischen Studien (Chaigne, Lesort, Guillemin) als auch unter Benutzung von unveröffentlichten Archivdokumenten eingehend darstellt) konzentriert seine Enquête auf die Werke der ersten Schaffensperiode des Dichters (1887 bis 1915). Er berücksichtigt das Vokabular, die Bilder und Metaphern, die ganze interne dichterische Struktur der Theaterstücke (Goldhaupt, Die Stadt, Der Tausch, Die Ruhe des 7. Tages, Mariä Verkündigung, Mittagswende), der Dichtungen (Oden, Dreistimmige Kantate, Corona, Die Messe fernab) und der philosophischen

¹ André Vachon: Le temps et l'espace dans l'oeuvre de P. Claudel. Paris: Du Seuil 1965. 465 S.

Essays (*Ars poetica mundi*, Erkenntnis des Ostens) (33/380). Dem ganzen übrigen Schaffen Claudels – vom Seidenen Schuh bis zu den Bibelkommentaren – widmet Vachon nur ein verhältnismäßig kurzes, abschließendes Kapitel (381/423).

So aufgeteilt, und obwohl der Umfang der Untersuchung dem Titel des Buches nur teilweise entspricht, bietet die Materie jedenfalls genug Informationen und Anhaltspunkte, um „Zeit und Raum bei Claudel“ zu studieren. V. deutet nämlich auf die auffallende Wiederholung von bezeichnenden Ausdrücken hin: Sonne, Mond, Kardinalpunkte, Jahreszeiten, Wende vom Herbst zum Winter, vom Frühling zum Sommer, Tagesanbruch, Nachteinbruch, Mittag, Mitternacht, Stunden, „Neue Zeit“ des „neuen Menschen“, Tod und Wiedergeburt, Wiedergeburt durch den Tod. Er kommt somit allmählich zu der Überzeugung, die bereits seiner Arbeitshypothese zugrunde liegt, daß der Begriff der Zeit (Dauer und Rhythmus) in Claudels Jugendwerken die gewöhnliche Kategorie der meßbaren Stunden und Tage überschreitet und sich vorwiegend auf die Struktur der „Horen“ des Breviers und die Verteilung der Jahreszeiten im liturgischen Temporalzyklus bezieht, in dessen Rahmen zwei Magnetpole der ganzen ekklesialen Dauer ihre organische Einheit verleihen: Weihnachten und Ostern. Durch diese „Aufhebung“ der alltäglichen Denk- und Gefühlskategorien entgeht Claudels Einbildungskraft und christliche Seele der Zwangsjacke der Zeitlichkeit und gewinnt die geistige Freiheit des „neuen Menschen“.

Ein ähnlicher Prozeß der dichterischen und religiösen Ausklammerung kennzeichnet Claudels Auffassung und Sublimierung des Raums: Worte wie Höhle, Schoß, Abgrund, Wasser, Meer, Sintflut, Himmel, Sphäre, Zentrum, Achse, Kreuz, Herz, Tempel, Krone usw., und ihre leitmotivische Wiederkehr lassen allmählich erkennen, daß Claudel ihnen eine symbolische Bedeutung gibt, die in der zweiten Fassung der Theaterstücke (vor allem „Die Stadt“) zu ihrer vollkommen innerlich-personalen, sakralen, liturgischen Geltung kommt. Der claudelsche Raum ist grundsätzlich die Kirche:

zuerst einmal der Innenraum der Pariser Kathedrale, in deren Mutterschoß Claudel 1886 konvertierte und dann bis 1893 fast jeden Tag der Messe und sämtlichen liturgischen Handlungen des Kirchenjahres, vor allem der Karwoche aufmerksam beiwohnte. Aber darüber hinaus ist der claudelsche Raum das *Corpus Christi mysticum* in allen seinen inneren und äußeren, sichtbaren und unsichtbaren Dimensionen, in seiner geschichtlichen und übernatürlichen Tragweite, in seiner „katholischen“ Ausdehnung. Er umfaßt den ganzen Kosmos, d. h. im claudelschen Sinn, das All, das in unserer irdischen Welt sein Zentrum besitzt, mit der Gott durch die Menschwerdung und die Erlösung physisch und mystisch untrennbar verbunden bleibt. Somit wird Claudels Dichter- und Gedankenwelt den Beschränkungen der Materie, deren Substanz, Stofflichkeit, Saft und konkreten Wert er gar nicht verleugnet, deren Sakramentalität er vollauf anerkennt und preist, geistig entrückt und wird schon den Eigenschaften der verklärten Leiber im Jenseits seelisch teilhaftig gemacht.

Vachons Arbeitshypothese, die er wie gesagt nur auf die erste Schaffensperiode Claudels in ausführlicher Weise ausdehnt, erlaubt ihm jedoch, eine Gesamtsynthese der claudelschen christlichen Gedankenwelt zu skizzieren, die, auf der kritischen Bearbeitung der Texte fußend, eine echt claudelsche Originalität und Prägung erhält. Biographie und Werk, Realismus und Symbolik, literarische Schöpfung und christlich-liturgische Sublimierung sind zu einer gediegenen, fruchtbaren Einheit verschmolzen und sehr wichtige Komponenten der claudelschen Aussage werden somit rein kritisch genau dokumentiert. Im Lichte der Phänomenologie, auf die sich Vachon hie und da bezieht (Merleau-Ponty, Blanchot, Heidegger) oder durch eine gründlichere Anwendung der Psychokritik (Mauron, J. P. Richard) und der Psychologie der Poetik (Bachelard, Durand, Poulet), deren Ergebnisse er ab und zu anführt und verwertet, hätte der Autor noch tiefer in Claudels „Folter- und Schöpfungskammer“ vordringen können. Durch eine liturgische „Aufhebung“ ist es Claudel gelungen, als Dichter, Zeit und Raum

„aufzuopfern“ und gewissermaßen zu sublimieren. Es wäre nun aufschlußreich, die Grundvoraussetzung jenes Bedürfnisses nach Befreiung zu erforschen und somit in die Urproblematik von Claudels philosophischer und kosmologischer Auffassung der *conditio humana*, d. h. die fatale Unterwerfung und das existentielle Unglück des Geschöpfes unter der Last der Zeitlichkeit und der Räumlichkeit, Einblick zu gewinnen. Dadurch erlangt nämlich die Anklage des claudelschen Job, auf die Vachon öfters anspielt, höchst moderne Resonanzen.

Vachons konsequent geführte Untersuchung, die Claudels bibelfeste und ekklesiale Frömmigkeit ins rechte Licht stellt, konnte selbstverständlich den ganzen „polyphonen“ Claudel nicht erklären. Der Gesichtspunkt, den er ausgewählt hat, ist immerhin sehr aufschlußreich und die Methode, die er anwendet, bahnt neue, ertragreiche Wege für die Claudel-Forschung. In einer Fortsetzung von Brémonts berühmter „*Histoire littéraire du sentiment religieux en France*“, sollte der Claudel, den er so feinfühlig und tieferschürfend erläutert, einen eminenten Platz einnehmen.

A. Espiau de La Maëstre

Zur Bildungssituation der Katholiken in Baden-Württemberg

Zur Beratung des Haushaltsplanes für das Jahr 1964 hat das Kultusministerium von Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Statistischen Landesamt Baden-Württemberg Unterlagen erarbeitet, die an einigen Stellen Auskunft über die bildungspolitische Situation der Katholiken im gleichen Lande geben.

Baden-Württemberg hat nach der Volkszählung vom 6. Juni 1961, deren Ergebnisse im weiteren fortgeschrieben werden, einen römisch-katholischen Bevölkerungsanteil von 46,8 % gegenüber einem solchen von 47,1 % im Jahre 1950, mithin einen Rückgang von 0,3 %. Ein ähnlicher geringer relativer Rückgang der katholischen Wohnbevölkerung ist im ganzen

Bundesgebiet festzustellen und wohl darauf zurückzuführen, daß nach 1950 Zonenflüchtlinge in erster Linie aus den evangelischen Landesteilen Mitteldeutschlands ins Bundesgebiet übergesiedelt sind.

Eine besonders auffällige Bewegung, nämlich ein bedenklicher Rückgang, findet sich unter den katholischen Studierenden an den Pädagogischen Hochschulen des Landes:

1953 stellten die Katholiken noch 53,10 % der Lehrerstudenten,

1954	dagegen	48,6 %
1955		46,3 %
1956		46,5 %
1957		43,0 %
1958		40,0 %
1959		42,3 %
1960		44,9 %
1961		44,2 %
1962		43,2 %
1963		43,6 %

Nach einem überraschend hohen Beginn, dessen Ursachen sich kaum feststellen lassen, sank die Zahl der katholischen Pädagogikstudenten schnell erheblich ab und hat seit über zehn Jahren ihr Soll von 48 % nie mehr erreicht. Sie zeigt 1958 mit 40 % einen Tiefstand. Entgegen oft gehörten Behauptungen, die katholischen Studierenden fühlten sich vor allem durch menschenbildnerische Berufe, so eben auch den des Lehrers an Volksschulen, angezogen, weisen die Zahlen anderes aus. Dieser Fehlbetrag der Studierenden an den Pädagogischen Hochschulen wird nun aber nicht etwa durch eine höhere Zahl auf den Universitäten wettgemacht. Im Gegenteil, dort ist der Rückstand noch erheblicher, wie die Hochschulstatistiken zeigen. (Vgl. die Artikel des Verfassers in dieser Zschr. 174 [1964] 50; 175 [1964/65] 467 und sein Buch „Katholisches Bildungsdefizit“. Freiburg 1965; vgl. auch Paul Steinki, Katholische Schüler in der Bundesrepublik, in dieser Zschr. 176 [1965] 128.)

Obwohl es in Baden-Württemberg Pädagogische Hochschulen mit vorwiegend katholischem Bekenntnischarakter gibt, befindet sich in allen doch auch eine erhebliche Zahl nicht-katholischer Studenten. Am geringsten ist sie